



Herr Grenadier findet Italien begeisternd . . .

Es gab vor einigen Jahren Leute, und es gibt ihrer noch, die ohne vor Mussolinis Herrschaft Italien gekannt zu haben und ohne unter die Oberfläche der Dinge eingedrungen zu sein, nach ein paar Wochen Aufenthaltes in Italien als Lobredner der „Ordnung“, die der Faschismus geschaffen habe, auftraten. Wenn sie im eigenen Lande nur ein paar Monate unter dem furchtbaren geistigen und physischen Druck des Faschismus leben müßten, wäre ihnen dies unerträglich, aber in ihrer Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit sehen sie nur die von den faschistischen Banden hergestellte „Disziplin“, die keinen Italiener auch nur ein laues Wort sprechen läßt, sie lassen sich von den Paraden der Faschisten entzünden, loben blind alles und sind schon begeistert, wenn diezüge — was auch nicht immer vorkommt — fahrplanmäßig pünktlich ankommen.

Ein Typus dieser Sorte ist Herr Grenadier, ein reich gewordener Warenhausbesitzer in Paris, den der französische Schriftsteller Maurice Bedel, in Anlehnung an ein tatsächlich existierendes und nicht schwer zu erratendes Vorbild zur Hauptfigur eines solchen in deutscher Uebersetzung erschienenen amüsanten Romans gemacht hat. („Herr Grenadier findet Italien begeisternd.“ Paul Neff Verlag, Berlin W 10.) Herr Grenadier ist Patriot und er betätigt seine Liebe zu seinem Vaterlande, indem er, wie bei Patrioten üblich, mit großen Phrasen um sich wirft, aber auf alles schimpft. Natürlich ist er auch überzeugt, daß die Demokratie das Glück des Volkes bedrohe, daß diesem eine Autorität fehle und so beschließt er eines Tages, daß sich das alles ändern müsse und daß das arge Krebsgeschwür, welches das arme Land an Kopf und Augen verwüste, zu retten. Er kauft eine Zeitung, setzt den Preis des Abonnements auf die Hälfte herab und verkündet nun von dieser Tribüne herab seine politischen Ideen. Um aber den Zuständen im Lande noch gründlicher an den Leib rücken zu können, beschließt er, nach Rom zu reisen und dort an Ort und Stelle das „Prinzip der Autorität“, das dem demokratischen Frankreich so sehr fehle, zu studieren. Von den Erlebnissen und Erfahrungen, die Herrn Grenadier in Rom zuteil werden, erzählt nun dieses Buch. Es sind Erfahrungen, die jeder Italienreisende zu machen Gelegenheit bekommt, aber wie werden sie erzählt! Man kommt beim Lesen aus dem Schmunzeln nicht heraus.

Die Schändlichkeit des faschistischen Regimes ist aus zahlreichen Darlegungen, Schriften und Büchern bekannt, doch nie noch wurde dem Faschismus ein so geistreicher und witziger Spiegel vorgehalten und nie noch wurde die Italiendebegeisterung des Spieghers grimmiger verhöhnt wie hier. Zum Schlusse wird Grenadier aus Italien ausgewiesen und muß binnen einer Stunde seine Koffer packen, worauf ihm zwei Carabinieri bis an die Landesgrenze das Ehrengelände geben, doch geheißt ist er von seiner Mussolini-Verzückung nicht.

Im nachstehenden geben wir mit Erlaubnis des Verlages eine Leseprobe aus dem lezenswerten Buche:

Herr Mussolini erschien auch in der Tat, gerufen von dem Geschrei von 400.000 Stimmen.

Er war einfach gekleidet, in ein schwarzes Hemd, graue Hose, besetzte Stiefel. Er trug keine Kopfbedeckung; aber wie ein eleganter Kavaliere, der eben vom Pferde steigt, hielt er eine Reitpeitsche in der Hand.

„Man könnte ihn für einen Dompteur halten“, rief Philippine aus.

„Er wird sich einen Schnapsen holen“, meinte Madame Grenadier . . .

„Bl!“ . . . machte Herr Grenadier, „Lassen Sie doch diesen außerordentlichen Mann sprechen.“ Und sich zu Raffaello wendend: „Herr Carabinieri, wollen Sie uns, bitte, die unsterblichen Worte, die jetzt verkündet werden, nach Sinn und Bedeutung übersetzen.“

„Er sagt“, gab Raffaello zur Antwort, „daß das faschistische Italien an der Spitze der Zivilisation der ganzen Welt steht.“

„Bei Gott!“

„ . . . Und daß die, die daran zweifeln, bald Stockprügel auf den Rücken und Fausthiebe auf die Nase bekommen werden.“

„Los! Auf die von Briand!“ sagte Herr Grenadier.

Nach jeder längeren Periode brach die Masse in so gellende, so fürchterliche Rufe aus, daß ein Zeuge, der es gesehen haben wollte, später erzählte, der Hercules im Palazzo Farneise habe auf seinem Postament gezittert wie ein Mann, der Angst hat; und dabei ist der Palazzo Farneise selbst für einen Ackerling immer noch mehr als tausend Flügel schläge vom Palazzo Venezia entfernt.

„Was brüllen diese tapferen Leute?“ fragte Herr Grenadier.

„Sie sagen, daß sie es trinken werden.“

„Was denn?“

„Das Blut, das von der Nase rinnen wird, Cavaliere.“ . . .

Herr Mussolini setzte seine feierliche Ansprache fort, mit grandiosen Bewegungen seiner Faust; sein Antlitz wurde schrecklich: seine Augen rollten in ihren Höhlen, sein Mund spie Feuer, seine Maske schien den Zudungen einer innerlichen Explosion ausgesetzt zu sein. Das war kein Orpheus mehr, das war der Aetna . . .

Raffaello nahm seine Uebersetzung wieder auf. Der Chef der Regierung, von der Menge mit Beifall überschüttet, von seiner eigenen Stimme berauscht, ließ in diesem Augenblick eine schöne Vertheidigung des Krieges vom Stapel. „Gibt es eine edlere Musik als die der Kanone?“ sagte er . . . „Nein, nein!“ schrien hunderttausend Kehlen . . . „Wollt ihr das große Konzert beginnen?“ — „Ja, ja!“ rief das musikliebende Volk. — „Auch dann, wenn ich das erhabene Zeichen gebe?“ „Ja, ja!“ Es lebe der Krieg! Nieder mit Fra . . .

Raffaello hörte plötzlich auf zu übersetzen. „Was sagt das Volk, mein Kind?“ forschte Herr Grenadier.

„Es sagt, daß . . . daß Frankreich . . .“

„Ah, diese tapferen Leute“, sagte Herr Grenadier. „Ich habe niemals für sie ein brüderliches Gefühl empfunden.“

Und da er das Bedürfnis hatte, seinerseits seine Stimme erschallen zu lassen: „Es lebe unsere Schwester Italien!“ rief er vom Balkon herunter. Denn nichts ist so aufsteckend wie der Enthusiasmus der Menge; die meisten verlieren den Verstand; die einen, die sich diesem Enthusiasmus ausliefern, und die anderen, die ihn stiften . . .

„Theophile, Theophile“, schrie Madame Grenadier. „Was ist in dich gefahren, du gleichst ja Mussolini. Das sind keine Manieren für einen Familienvater.“

Herr Grenadier zuckte die Achseln.

Nachdem der Redner von der Kanone gesprochen hatte, sprach er nun vom Sieg, den er übrigens mit der Schlacht identifizierte.

„Schwarzhemden“, schrie er, „seid ihr entschlossen, zu siegen?“ „Ja, ja!“ antwortete die Menge, einschließlich der Greise, Kinder und Frauen. — „Ich nehme es an, euer furchtbares

Ja. Bald werden eure unsterblichen Legionen auf einem wundervollen Zuge die unerreichbaren Höhen, die noch kein Adler jemals überflog, überschreiten, sie werden die Waffen eines grimmigen Feindes in seinen Händen entfallen sehen; unter dem Feuer eurer Kampfsiegelung werden die Blumen verdorren, werden Wälder und Städte zu Asche zerfallen, die Kanonen selbst eures verächtlichen Gegners werden schmelzen wie Wachs in der Sonne." — „Ah, ah! Wie Wachs in der Sonne!" brüllten die Veteranen aus dem letzten Krieg, die genau wußten, worauf sich das bezog. „Schwarzhemden, euer ist der Sieg, er wird die Welt in Erstaunen legen." — „Ja, ja! Er wird die Welt in Erstaunen legen!" — „Und das für ewig siegreiche Viktoriaheil wird seine unbarmherzigen Gesetze der zu seinen Füßen liegenden alten Welt diktiert."

Bei diesen Worten bemächtigte sich der Menge eine Art Raserei: sie warfen die Arme gegen den Himmel, wie um die ewigen Götter anzurufen; sie atmeten mit vollen Lungen noch einmal die Luft dieser ehernen Beredsamkeit, sie brachen in Schreie aus, in Bibatanz, in Schluchzen; ein Teil auf dem Plage begann die Giovinezza zu singen, der andere brüllte den erhabenen, hundertmal wiederklingenden Schrei: „Eia, Eia, Oloa!"

Der Fjällfraß oder Vielfraß

Von Dr. A. Ribed.

Der Fjällfraß oder Vielfraß ist uns auch heute noch in den Einöden Nordeuropas erhalten, aber man bekommt ihn nur selten zu sehen, denn er liebt ungestörte Ruhe und Bescheidenheit über alles und geht dem Herrn der Schöpfung nach Möglichkeit aus dem Wege. So kommt es, daß wir über sein anziehendes Linn und Treiben eigentlich nur herzlich schlecht unterrichtet sind. Und doch hat er einen Fehler, der ihn oft mit seinem Todfeind zusammenführt. Er ist nämlich außerordentlich neugierig und sehr geneigt dazu, alles ihm Neue gründlich auszuspienieren. Das führt öfters zu für ihn sehr unlieblichem Zusammenreffen mit den Menschen. Den berühmten Namen Vielfraß verdient er eigentlich nicht, denn er hat zwar einen sehr geeigneten Appetit, aber dieser geht doch nicht über das normale Bedürfnis hinaus. Eher könnte er „Berwüster" oder „Verschlepper" heißen, da er die Gewohnheit hat, alles Gefundene in oft ganz auffälliger Weise zu verschleppen, worüber in den amerikanischen Trapperkreisen die sonderbarsten Geschichten im Umlauf sind.

Wehe dem unbeaufsichtigten Trapperlager, über das er sich hernach! Es wird dann besonders dadurch schädlich, daß er die aufgefundenen Felle in kleinste Fetzen zerreiht, und so den Trapper um die Früchte seiner mühsamen Arbeit bringt. Er richtet dann die tollsten Verwüsthungen unter den Vorräten an, und oft ist dabei seine Spielerei und seine Verschleppungswante eine stärkere Triebfeder als der Hunger. Er frisst auch, wenn er bis zum Mauen vollgestossen ist, und nimmt sogar noch altes Has an, das einen lieblichen Geruch verbreitet. Er frisst die für die Pelztiere aufgestellten Fallen geradezu auf und behandelt sie in raffinierter Weise ihrer Benützung. Ueberflüssiges verscharrt er im Schnee oder trägt es bis zur Kragel eines Kanones hinauf, um es hier zu verstecken. Dann kehrt der Strolch bis zur Fußspur der Trapper zurück und verfolgt sie weiter, um möglichst keine Falle unrevidiert zu hinterlassen. Ein in eine Blockhütte eingedrungenen Vielfraß verschleppt dort einfach alles: Büchsen, Messer, Aegle, Kochgeschirre und Wolldecken.

Es ist deshalb wohl zu verstehen, wenn die rauhen Hinterwälder einen abgrundtiefen Haß auf ihn haben. Einer verschleppte sogar gelegentlich einen kleinen Handschlitten in den Wipfel eines Baumes, der zwei Jahre lang unsichtbar blieb, bis er endlich durch Zufall wieder aufgefunden wurde. Zwei Fallenssteller fanden nach mehrtägiger Abwesenheit in ihrer Hütte alles auf den Kopf gestellt. Auf dem Boden lag ihre ganze Habe im wüsten

Zurückwärt. Mehl, Zündhölzer, Molassins, Tabak, Seife, Salz und eine Menge anderer Dinge waren von den Gestellen heruntergeworfen und mit Asche bestreut worden. Man fand den armen Schelm schließlich erblindet und mit halb verbranntem Gesicht im Rauchfang. Er hatte nämlich eine noch halb gefüllte Pulverflasche hinausgeschleppen wollen und diese war ihm dabei explodiert.

Ivalu.

Von Peter Freuchen.

In den Jahren, als Ivalu geboren wurde, waren die Menschen sehr begierig nach Holz. Stets fehlte es ihnen an Holz zu ihren Schlitten, und ihre Kajaks waren elend. Zuweilen war es unmöglich, geradeaus zu rudern, weil die Kajaks aus kleinen Holzstücken zusammengebannt waren. Dann konnte es vorkommen, daß die Männer sagten, es sei Schuld der Frauen, weil die Kajakschelle schlecht zusammengebannt wäre, aber den Frauen kann man ja nun einmal alles ohne Gefahr zur Last legen, und wenn eine Frau eines Kajaks wegen geprügelt wurde, so hatte das nur geringere Bedeutung. Sie wußten auch selber gut, daß der Mann sie nur schlug, weil es ihm an richtigem Holz fehlte, er aber seine Armut selbst nicht verstand.

Die Holzgier der Menschen machte, daß man sich dort versammelte, wo es Kap York heißt, weil das die Stelle war, wohin die großen weißen Männer mit ihren Schiffen kamen, wenn sie nach Norden auf den Walfang fuhren. Keiner wußte, woher die Schiffe kamen. Die Leute waren unermesslich reich und wollten gern Handel treiben. Sie kauften Fuchspelze, und sie kauften Frauen, auch Karwalzähne und Bärenfelle, und das war der Grund, daß die Menschen sich an den Orten versammelten, wo die Walfänger sich zeigten. Wenn ein Mann mit seiner Frau und seinen Waren kam, hat er immer um Holz als Bezahlung, immer um Holz.

Waren die Schiffe abgefahren, so erzählten die Frauen von ihren Erlebnissen, und die Kinder schrien laut vor Freude über das, was sie auf den Schiffen gesehen hatten. Die Männer aber beschlitten ihr Holz, sahen nach, ob es Knorren hatte, und maßen mit den Fingern, wie viel die Stücke waren.

Man muß jedoch annehmen, daß es den weißen Herren leid geworden war, immer Holz verkaufen zu sollen; vielleicht hatten sie viele andere Dinge, die sie lieber entbehren wollten. Daher mochte es kommen, daß sie, wohl aus Dohn, beschlitten, ein ganzes Schiff aus Holz zu schicken, so daß die Leute sich selbst nehmen konnten, was sie wollten, und eines Tages liehen sie daher ein mächtiges, aus Holz gebautes Schiff an die Küste von Kap York treiben.

Ah, wie war eine so große Freude in dieses Land gekommen. Anfangs wunderte man sich, daß niemand draußen zum Vorschein kam, dann aber gingen alle Menschen an Bord und sahen, daß es ein Schiff voller Reichtümer war. Die Leute lagen an Bord und waren tot. Sie hatten alle an Bord und waren tot. Deshalb entkleidete man sie, nahm einen Teil von ihrer Kleidung und warf die Leichen über Bord. Es waren nämlich weiße Männer, die keinen Schutz vor den Geistern des Landes fordern konnten, und man meinte nicht, daß sie eines Begräbnisses nach Brauch der Menschen bedurften. Jetzt hatte auch niemand Lust, zu begraben, war doch das große Schiff voll von Nah-

runge des weißen Mannes und vielen andern herrlichen Dingen.

And jedem Tage brachte man viele Kostbarkeiten an Land, und jedesmal, wenn zwei Menschen sich begegneten, mußten sie stehen bleiben und laut lachen, so groß war ihre Freude. Sie sagten nicht viel, denn ihre Worte waren zu schwach. Sie lachten nur und machten, daß sie schnell wieder zum Schiff kamen, um mehr von den guten Dingen zu holen. Als sie sich viele Stunden lang abgeschleppt hatten, wurden sie müde und schliefen ein.

Aber ach, als sie aufwachten, lag das Schiff weit draußen auf dem Meer. Die Menschen hatten in ihrer Dummheit vergessen, es an der Küste anzubinden, wie die weißen Männer zu tun pflegten, und so aufgeregert waren sie beim Anblick alles dessen, was man ihnen ohne Bezahlung bot, gewesen, daß sie obendrein ihre Holzfreude vergessen hatten. Sie hatten kaum etwas Holz geholt und jetzt bereuten sie, nur an das gedacht zu haben, worauf sie Lust hatten, und nicht an das, was ihnen not tat.

Aber die Welt duldet diese Unbescheidenheit nicht. Sie sandte die Krankheit über die Menschen als Strafe für ihre Begehrlichkeit. Einige meinten, einer der weißen Männer hätte sich als Gespenst gezeigt und das Unglück über sie gebracht. Denn am Tage, nachdem das Schiff abgetrieben war, sah man eine der Leichen, die vom Schiff über Bord geworfen waren. Sie war anfangs gesunken, kam aber jetzt wieder hoch. Die Leiche stand aufrecht in der See und starrte mit aufgesperrten Augen nach dem Lande. Ja, es war wohl ein Gespenst gewesen, aber es konnte nicht an Land finden, weil es nicht seine eigenen Küsten waren. So trieb es denn wieder weg, aber erst, nachdem es dem Wohnplatz Krankheit und Tod gewünscht hatte.

Es war ein alter Mann, namens Talogatina, der zuerst krank wurde. Seine Gedanken wurden ganz verdrängt von der Hitze, die in seinem Kopf erzeugt wurde, und da war er sehr gefährlich. Niemand wagte ihm nahezu kommen, aber sein kleines Töchterchen wußte nicht, daß man ihren Vater fürchten mußte. Sie ging zu ihm, aber er war ohne Verstand, packte sie in seinem Wahn und erwürgte sie, und niemand konnte ihr zu Hilfe kommen.

Einige Tage darauf wurde er wieder ruhig, und man erzählte ihm, was er in Krankheit und Gedankenmangel getan. Da jagte er, das Leben würde von jetzt an schwerer als der Tod für ihn sein und das verstanden alle Wohnplatzgenossen. Deshalb leisteten sie auch keinen Widerstand, als er auf den hohen Felsen stieg und ins Meer sprang, um sich dem Toten anzubieten und seinen Fluch zu sättigen.

Bald aber wurden immer mehr Menschen krank. Einige wurden nur matt und sanken nieder, andere wurden für kurze Zeit rasend, bald aber wurden auch sie matt, und alle, in die sich die Krankheit verbiß, starben.

Da packte Entsetzen die Leute des Wohnplatzes, und sie flüchteten. Einige fuhren nach dem großen Kobbenort und füllten die Häuser der dortigen Familien. Ein paar junge Männer ruderten auch im Kajak nach der Steilinsel, um nicht am Ort des Unglücks bleiben zu müssen.

Aber die Welt war noch nicht zufrieden, sie rächte sich auch an denen, die den Menschen, welche für den Tod bestimmt waren, Gastfreundschaft erwiesen. Die Krankheit folgte den Flüchtlingen, und die Menschen, die sie aufnahmen, gerieten mit in den Fang des großen Todes hinein, und dieser Sommer war voll von Unglück für alle Menschen, die auf der Windseite wohnten.

So oft einer gestorben war, mußte man ja dem Befehl der Vorfahren gemäß fünf Tage lang, ohne auf Gang zu gehen, am Wohnplatz bleiben, um die Geister nicht zu beleidigen, und deshalb lagen die Kobben faul auf dem Eise, die Vögel schwärmten um die Berge, und die Weiswäse schnauften in den Spalten im Eise und schwammen hin und her, ganz bis an den Wohnplatz heran. Die Kinder saßen zu und riefen, daß hier herrliches Essen schwämme, und die Erwachsenen dachten, daß sie wünschten, wie Kinder zu sein und nicht das schwere Gesetz zu temen, das bei Todesfällen den Gang verbot.

Das Vorstehende ist ein Teil des ersten Kapitels eines Eskimoromans („Nabal“ von Peter Freuchen. Safari-Verlag, Berlin W 57. Geb. M. 4.50), mit Erlaubnis des Verlegers abgedruckt. Ureigenstes Erlebnis des Dichters ist hier zu einem Roman geformt. Peter Freuchen, von Geburt Däne, hat im Anschluß an die Grönlandexpedition Rasmussens nicht weniger als zwanzig Jahre seines Lebens in Grönland gelebt und er kennt Leben und Wesen der Menschen des hohen Nordens wie kaum ein zweiter, denn er ist in dieser Zeit selbst einer der ihnen gewesen und hat das harte Dasein in der schroffen Natur mit ihnen mitgelebt, so daß auch jetzt, da er wieder in Dänemark wegen einer Fußamputation leben muß und Grönland nur vorübergehend einmal im Jahre besuchen kann, er sich nur dort oben in seiner wahren Heimat fühlt. Was ihn besonders mit Grönland verbindet, das ist, daß er dort eine Eskimofrau kennen lernte, die in grenzenloser Liebe zu ihm entbrannte und die allen Widerständen zum Trotz seine Frau wurde. Als solche hat ihm die Tochter der Arktis ein Eheglück geschenkt, das ihn veranlaßte, ihr Andenken durch dieses Buch zu heiligen. Peter Freuchen, der ein begnadeter großer Schriftsteller ist, hat bereits eine Reihe von Eskimoromanen (sämtlich im Safari-Verlag erschienen) geschrieben, deren Kraft von der Kritik mit Recht mit jener der Werke Knut Hamsuns verglichen wurde, dennoch ist dieses letzte Buch wohl als sein bestes und am stärksten verinnerlichte zu bezeichnen. Wir lernen das Volk der Eskimos in seiner seltsamen Eigenart kennen und in der Erzählung der Liebesgeschichte der zwei Menschen fremden Blutes beweist er eine Gestaltungskraft, die den Roman zu einem unvergleichlichen macht.

Amerikaner untereinander.

„Ratten“, sagte Bill, „von Ratten kann mir keiner was erzählen. Ich habe Ratten kennengelernt, ich! Ratten, sage ich dir, alter Junge, so groß wie Ferkel!“

„Haha!“ lachte da Bob, „deine Erzählungen reizen mich zum Lachen, Ratten so groß wie

Ferkel — soll das etwa auch etwas sein. Mein lieber Freund, es war im Jahre 1917. Da lag ich in Frankreich im Schützengraben, im Unterstand. Eines Nachts wache ich aus dem Schlaf auf, blinzele um mich und was sehe ich? Eine Ratte, die meinen Trenncoat anprobierete.“

„Bei uns im Museum gibt es ein Buch, das ist vom Kaiser Augustus selbst geschrieben. So was habt ihr nicht?“ meinte Bill.

„Ach, du lieber Himmel! Damit kannst du mir ja nicht ein bißchen imponieren. Wir haben in unserem Museum den Bleistift, mit dem

Roach die Tiere in seiner Liste angekreuzt hat, als sie in die Arche gingen.“

„Ich habe gehört, Ihr Städtchen soll sehr gesund sein?“

„Oh ja, das kann man wohl behaupten“, sagte MacRab und spuckte aus.

„Wie kommt es aber dann, daß der ganze Kirchhof voller Gräber ist?“ fragte der Fremde.

„Bei uns stirbt keiner, da sind wir ein viel zu gesundes Städtchen dazu. Was nun die Gräber betrifft, so liegen darin lediglich die Ärzte und die Leichenfrauen. Die sind samt und sonders Hungers gestorben.“

Ein unheimlicher Spielzeugladen.

Wenn es das doch schon gegeben hätte, als wir noch Kinder waren! Das wäre ein Spielzeug gewesen! Auf großen Tischen sind Miniaturstadtteile aufgebaut. Ganze Straßenzüge mit richtigen kleinen Häusern, Villen, Mietskasernen, Amtsgebäuden, Straßenbahnen und Automobile fahren in den Straßenschächten. Kleine Figuren deuten die Menschen an, die auf Alleen zwischen Bänken, auf den Straßen gehen und die Fahrdämme kreuzen. Und inmitten steht eine Schupposfigur, die den brandenden Miniaturverkehr regelt.

Wo sind wir? In einer Weihnachtsausstellung eines großen Warenhauses? Um diesen Planspielläden herum stehen erwachsene Männer, ältere und jüngere, und — ja, was machen die da? Spielen sie?

In einem anderen Zimmer steht ein anderer Planspielladen. In dem scheint es Nacht zu sein, denn kein Licht und kein Geräusch ist unterwegs. Die rufen noch in Schachteln verpackt. Auch hier stehen erwachsene Männer herum, packen die Figuren aus und inszenieren einen Miniaturstraßenverkehr.

Nebenan ist ein kleines großes Warenhaus. Nicht so ein kleiner, billiger Kaufladen, wie er uns alle Jahre zu Weihnachten beglückt. Ein richtiges Warenhaus mit vollständiger Ausstattung und elektrischer Beleuchtung und vielen Stockwerken, die man einzeln abheben kann. An einer Stelle steht man ein in die Mauer gebrochenes Loch. Eindreher waren da. Anordnung herrscht. Waren sind gestohlen worden. Man untersucht, stellt den Weg fest, den die Diebe genommen haben müssen, sucht Anhaltspunkte, Spuren, Indizien.

Auf wieder an einer anderen Stelle dieses merkwürdigen Hauses, diesmal im Keller, ist plötzlich ein kleiner Wald. Auf einem Moos- und Laubteppich liegt zwischen Bäumen eine Leiche. Fußspuren sind sorgfältig angezeichnet und die Fundstelle einer Patronenhülse. Die Leiche ist eine Puppe ohne Kopf. „Wir haben“, so erklärt der Führer durch diese sonderbaren Räume, „für alle unsere Leichen im ganzen Hause nur einen Kopf. Der wird immer ausgewechselt. Er wird jetzt sicher gerade woanders gebraucht.“

Wo also sind wir hier? Wo beschäftigen sich Erwachsene mit Planspielläden und Leichenpuppen? Es ist ein sehr ernstes Spiel und wird in Berlin im preussischen Polizeimuseum gespielt, das in einer ehemaligen Kaserne in Charlottenburg untergebracht ist. Dieses Institut ist die zentrale Bildungs- und Forschungsstätte für die gesamte Polizei. Hier hat man die modernsten Eignungsprüfungen für eine strenge Berufsauslese geschaffen. Junge Kriminalkommissaranwärter werden hier ausgebildet. Außerdem dient das Polizeimuseum noch

dazu, bereits erprobten und bewährten Polizeibeamten aller Dienstzweige den Geschäftskreis zu erweitern. Alljährlich finden hier einige Weiterbildungslehrgänge, die mehrere Wochen dauern, für Polizeioffiziere und oberen Kriminal- und Polizeiverwaltungsbeamte statt.

Um auch bei diesen theoretischen Unterweisungen engsten Kontakt mit der Praxis zu halten, hat man im Polizeimuseum eine große, außerordentlich interessante Lehrmittelsammlung geschaffen, die allerdings aus leicht erklärlichen Gründen der Öffentlichkeit streng geschlossen. Da sieht man, wie viele Mittel und Wege die Polizei heute hat, um an den verschiedenartigsten Spuren Verbrechen und Verbrecher erkennen zu können, und was ein Kriminalbeamter alles wissen und lernen muß, um alle diese Möglichkeiten zu erschöpfen. Da gibt es nicht nur Werkzeug, Blut-, Fuß-, Geschosspuren und Fingerabdrücke, da hängt zum Beispiel auch eine ganze Knotensammlung. Jeder Beruf macht seine eigenen, ganz bestimmten Knoten. Auch daran kann man mitunter den Täter feststellen. Ein ganzer Saal ist der Graphologie gewidmet, die ein immer wichtigeres Hilfsmittel wird. Bildersammlungen zeigen bekannte Kapitalverbrecher: Kürten, Haarman und andere. Eine der sonderbarsten Waffensammlungen enthält neben recht merkwürdigen Dingen einen Schlagring mit Pistole, so eindeutig für den politischen Straßenkampf geschaffen, daß man sich an den Kopf greift, wie es Fabrikanten geben kann, die damit ihr Geld verdienen. Da ist eine kleine Fallschirmzettel aufgebaut, eine kleine Spielhölle mit allen verbottenen Spielen und Apparaten.

In einem der der politischen Polizei gewidmeten Räume wird man an die jüngste Vergangenheit erinnert. Dort findet man Bombenlegergeräte. Hier ruht auch still in einem Kasten die Maschinenpistole, mit der Rathenau ermordet wurde.

Sonderbar wie das ganze Haus ist auch die Lektüre der Leute. Die lesen Kriminalbücher, die nenerdings eigens für sie und den polizeilichen Dienst- und Lehrbetrieb geschrieben worden sind, und die es vorzuziehen im Buchhandel nicht gibt. Was der Pitaval für die Justiz ist, das wird diese Sammlung einmal für die Polizei werden. Der eine Teil dieser Sammlung behandelt die letzten großen Kriminalfälle und die Arbeit der Polizei bis zu ihrer restlosen Aufklärung. Der andere Teil der Sammlung, auch ein trauriges Zeichen unserer Zeit, schildert die starke Beanspruchung der uniformierten Polizei im Straßendienst. Hier werden die ganzen Vorfälle rekonstruiert und kritisiert, so daß man am praktischen Beispiel alle notwendigen Studien machen kann.

Kinderkalender, Albums etc.

Neben anderen Jugendchriften bringt der Verlag A. Anton u. Co., Leipzig alljährlich vor Weihnachten eine Serie von Jahrbüchern auf den Markt, von denen manche bereits auf ein halbes Hundert Jahrgänge, zwei sogar noch um die Hälfte mehr, zurückblicken können und die, neutral eingestellt, vieles an Sport und Spiel, Heiteres und Ernstes in reicher Fülle enthalten:

„Onkel Antons Kinderkalender 1932.“ Reich illustriert und mit mehrfacher Spätbeilage. Kräftig kolorierte Ill. 1,25. Enthält in sorgfältiger Auswahl belernte und erntete Erzählungen, Tiergeschichten, Märchen, Gedichte, Rätsel usw. Alle Beiträge haben einen gewissen erzieherischen Wert.

„Auerbachs Kinderkalender 1932.“ 60. Jahrgang. Geb. Ill. 2.— Dieser Jubiläumsjahrgang ist besonders reich ausgestattet und mit vielen farbigen und schwarzen Bildern versehen. Man darf sagen, daß für den mäßigen Preis eine außerordentliche Fülle vorliegt.

„Vergil'sches Weltvertrieb.“ 75. Jahrgang. Geb. in schöner Ausstattung Ill. 4,80. Begründet von Thekla v. Gumbert, hat dieses Jahrbuch bereits mehreren Generationen in ihrer Jugend Freude bereitet. Auch dieser Jubiläumshand, mit vielen künstlerisch ausgeführten Bildern ausgestattet, zeigt viel Gedacht und Liebe bei der Auswahl und Zusammenstellung des Lesestoffes.

„Töchter-Album.“ Band 76. Mit vielen ein- und mehrfarbigen Bildern bekannter Künstler. Ganzleinen Ill. 6.— Einst hat dieses Jahrbuch dem Geschmack des romantischen Jahrhunderts das Bedürfnis Rechnung getragen, in seiner heutigen Zusammenstellung kann von ihm gesagt werden, daß es sich bemüht, dem neuen Geist der Jugend zu entsprechen. Es enthält fesselnde Erzählungen, Gedichte, ein lukriertes Theaterstück zum Selbstausführen, Sport, Spiel, Handarbeiten und Vorträge.

„Kleinere Schilddückerreihe.“ Von Gottwald Heber. Die fünf in dem Bande vereinigten Erzählungen überlegen sich hinsichtlich von Lustigkeit und Dreistigkeit. Besonders lob verdienen die fünf bunten künstlerisch ausgeführten Bildnisse und die zahlreichen in trefflicher Holzschneidmanier gezeichneten schwarzen Bilder im Texte von Fritz Baumgarten und H. Wimmer.

„Viel Spaß hat dran wer lesen kann.“ Herausgegeben von Fritz Prater. Ein ausgezeichnetes Geschenk für Kinder der ersten Schuljahre, die über die laubblätterigen Bilderbücher hinaus und für Jugendchriften noch nicht reif sind. Text in besonders großer Antiquaschrift, entsprechend den Anforderungen der neuen Schule. Alle darin enthaltenen kleinen, reizenden, kindermäßigen Erzählungen werden den kinderspsychologischen Anforderungen gerecht und sind von Freude und Humor durchdrungen. Die 71 ein-, zwei- und vierfarbigen Bilder können als musterhaft bezeichnet werden. Preis geb. Ill. 4.—

„Mädchen.“ Von Elise Hojmann. 3. Auflage. Mit 10 bunten Selbstbildern und vielen Schwarzweiß-Illustrationen von Walter Trler. Geb. Ill. 3,50. Feines Verbandsbuch für das Kinderzimmer, leicht verständliche Sprache, belehrende Art und reiche Illustration zeichnen dieses lange verehrte Märchenbuch aus. Zu den Bildern werden auch Gemachtene ihre Freude haben.

Für die Kinder.

Die Frage: wie Kinder auf feinsinnige und unterhaltende Art zu belehren und zu beschäftigen sind, sucht der bekannte Verlag J. F. Schreiber in Göttingen und München durch seine Veröffentlichungen zu lösen. Durch die in seinem Verlage erschienenen Malbücher, Beschäftigungs- und Arbeitsbücher, künstlerischen Bilderbücher und insbesondere durch seine ausgezeichneten technischen Modelle können Kinder an den langen Winterabenden ausgezeichnet beschäftigt werden:

Die Schreiberns technischen Modelle lassen sich aus Papier schone Angewandte Modelle herstellen. Es sind dies Modellierbogen, von denen wir erwähnen: „Hängende Holz-Bühl II u. a.“ (Ill. 1.—), „Dann der komplexe „Struktur-Bühnen-Verstärker“, 120 Bim. lang (Ill. 1,50); „Sammler der Hauptmechanik dieser Modelle mit auch ihr Besitz wird den Kindern sehr Freude machen.“

Derzeitigen sind auch Schreiberns Malbücher, in denen die in Zeichnung gehaltenen Seiten gemäß den beigebenen verschiedenen Vorlagen mit A. Blau; oder Blau aufgemalt sind: „In Haus und Hof“ (Ill. 1.—) und „Kleine Tierbilder“ (3 Bände je Ill. 1.—).

An der Reihe von Schreiberns Beschäftigungs- und Arbeitsbüchern für Schule und Haus, mit denen diese verschiedene unterrichtliche und schreibe Dinge angefertigt werden können, sind neu erschienen: „Gärtel und Gabel“, ein Figurenspiel in 6 Aufzügen mit Text, bunten Figurentafeln und Anleitung zum Bühnenaufbau (Ill. 2.—); „Wort- und Uhrbuch“ (Ill. 1.—) in 2 Bänden; „Schattenbilder“, ein Rätselspiel, mit 12 farbigen Bildern und Anleitung zum Aufbauen (Ill. 1.—).

Dem kindlichen Verständnis angepaßt in Text und Bild sind auch Schreiberns künstlerische Bilderbücher: „Neue kleine Tierbilder“, Bilder und Reime von Carl Robt (Ill. 2,40); „Bildergeschichten für kleine Kinder.“ (Ill. 1,50).

Wißt ihr schon?...

Menschen mit grünem Haar findet man in Chile, bei den großen Kupfergruben. Dort wird das Röhrenz in Hochöfen geröstet, und die Dämpfe dieses Verfahrens führen ziemlich rasch die feldsame Farbänderung herbei. Im übrigen bleibt das Haar unbeschädigt.

Ein Knabe zwischen neun und dreizehn Jahren braucht ebensoviel Nahrung wie ein erwachsener Mann. Zwischen vierzehn und zwanzig braucht er mehr als ein Erwachsener. Bis zu zwölf Jahren braucht ein Mädchen ebensoviel Nahrung wie ein Knabe. Von zwölf Jahren an ist es so viel wie eine erwachsene Frau.

Ein Mensch kann etwa sechs Tage lang ohne Schlaf bestehen, wie es zum Beispiel in Amerika bei Motorraddrennen vorgekommen ist, doch ist dieser Zustand der langen Schlaflosigkeit sehr schädlich für die Gesundheit. Der Normalmensch kann nicht länger als achtundvierzig Stunden ohne Schlaf sein.

Die Handelsflotte der Welt hatte im Jahre 1890 11.000 Dampfschiffe und 21.000 Segelschiffe. 1900 gab es 16.000 Dampfschiffe und 12.000 Segelschiffe, 1910 22.000 Dampfschiffe und 8000 Segelschiffe, 1920 nur noch 5000 Segelschiffe und jetzt nur noch etwa 3000, während die Zahl der Dampf- und Motorschiffe auf 29.000 gestiegen ist.

Interessant ist ein Ueberblick, wo wir die Leute zu suchen haben, die die meisten Reisen unternehmen. An der Spitze stehen zweifellos die Engländer, da auf den einzelnen Engländer durchschnittlich 36 Eisenbahnfahrten im Jahr kommen, während der Deutsche 31 Reisen unternimmt. Ein Norweger macht sieben Reisen jährlich, ein Grieche aber muß sich mit einer einzigen Reise im Jahr begnügen.

Die größten Säugetiere in Europa in alter Zeit waren die Bisonochsen, die heute in der Freiheit nicht mehr vorkommen. Noch 1911 traf man im Bialowisch-Walde in Westrußland zahlreiche Exemplare. Die Tiere werden bis zu zwei Metern hoch und vier Meter lang und haben das stattliche Gewicht von über 1000 Kilo. Sie greifen aber Menschen nicht an, wenn sie nicht gereizt werden.

In Amerika gibt es einen Birnbaum, der im Jahre 1632 von dem Gouverneur John Endicott in der Gegend von Denders in Massachusetts gepflanzt wurde und noch jetzt, nach dreihundert Jahren, reiche Ernten trägt.

Paris mit seiner Bevölkerung von vier Millionen verbraucht mehr als zwei Milliarden Tonnen Nahrung und 6,775.800 Fässer Wein jährlich.

— Heiteres. —

Der Unfähige. Der Bauführer Pieside sollte ein großes Gebäude aufführen. Als das Riefengebäude ein paar Tage stand, kratzte es mit gewaltigem Lärm und unter großem Staubaufwirbeln zusammen. — Als die Kommission kam und sich das Trümmerfeld besah, schüttelten die Herren den Kopf und sagten zu dem Bauführer Pieside: „Na, Herr, seien Sie mal ehrlich: Sie sind gar kein Bauführer, Sie sind Wirtschaftsführer, wie?“

Golf. Mrs. Jones: „War das nicht ein herrlicher Schlag? Mein Ball flog wie aus der Kanone!“ — Der Golfjunge: „Fertum, gnädige Frau. Der Ball liegt hier.“ — Mrs. Jones: „— — —?“ — Der Golfjunge: „Was flog, war Ihre Armbanduhr.“

Dem lieben Vater. Am 1. Oktober kam ein junges Mädchen, ein sogenannter Badfisch, in eine Ottatringer Tabaktrafik, um ein paar Zigaretten zu kaufen. Die geschäftstüchtige Trafikantin wies auf ein paar wunderschöne Geschenkpäckchen und animierte: „Nächstens net dem Herrn Papa was zum Valentag kaufen, Fräulein?“ Die junge Dame aber replizierte entrüstet: „Waaaa? Dem sollt' i no was schenk'n, wo der Faderlump, der notige, schon seit fünf Monat' keine Minuten' für mi zahlen will!?!“

Der Professor hatte wieder einmal seine Uhr vergessen. Er trug daher einem der Schüler auf: „Rehmann, bitte tu mir den Gefallen und geh' in meine Wohnung und sag' meiner Frau, du sollst meine Uhr holen. Sie liegt auf dem Nachttisch, das weiß ich ganz bestimmt.“ — In diesem Augenblick griff er mechanisch in die linke Westentasche. Hier war die vermiste Uhr. Ruhig klappte er den Deckel auf, sah auf das Zifferblatt und sprach: „Zeit ist es genau 9.30 Uhr. Wenn du dich beeilst, mein Junge, kannst du um 10 Uhr zurück sein.“

Reklame. Auf einem amerikanischen Kirchhof bei New York steht ein Grabstein mit folgender Inschrift: „Hier soll einmal Mr. James die ewige Ruhe finden. Doch lebt er noch und hat ein großes Schuhgeschäft in der Franklinstraße 150.“

Ehescheidung. Eine Filmschauspielerin kommt in Chicago zum Rechtsanwalt und bittet, ihre Scheidung einzuleiten. „Für 500 Dollar bin ich gern dazu bereit“, erklärt der Rechtsbeistand. „Nein, das ist mir zu teuer“, meinte die Dame enttäuscht. „Für 100 Dollar kann ich ihn schon erschießen lassen.“

Lüchlig. „Sie waren drei Tage in Neapel? Haben Sie denn da alles gesehen?“ — „Gewiß, wir haben uns die Arbeit geteilt, mein Mann hat die Kirchen besucht und ich die Museen.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zwettznig Nr. 65 bei Tepitz-Schönbau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 63.

Von Franz Hyna, Hostomitz. Schwarz: Kc5; Dd6; Td8; Bb6, e8 (5).



Weiß: Kb2; Dd7; Tg2; Le7, b5; Se5; Bf3 (7).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 60: Dd3-d2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Huber Otto, Saax; Gottfried Johann und Uffil Johann, Heilsden; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Gaida; Dinnebier Emil, Teilsden; Walter Ludwig, Nobel Franz, Schmied Ferdinand, Michel Rudolf, alle Kvitkau; Albert Rudolf, Prof. Sedig; Weverla Ernst, Aullig; Trillich Gustav und Quol Adolf, Wisterschau; Settmöder Artur, Zwettznig; Halbzig Johann und Bräutigam Anton, Bergsgut; Altshmid Josef, Neuhof.